

# Looks Matter

## Von Schönheitsarbeit, *Body Shaming* und der lookistischen Diskriminierung von dicken Frauen

---

Elisabeth Lechner<sup>1</sup>

Lookismus bezeichnet die Stereotypisierung und Diskriminierung von Menschen aufgrund ihres Äußeren. Während als attraktiv geltende Menschen Privilegien genießen, werden weniger attraktive ökonomisch benachteiligt, gesellschaftlich abgewertet und ausgegrenzt. In der medialen Repräsentation werden nicht normschöne Menschen ins Lächerliche gezogen, als inkompetent und faul dargestellt bzw. gleich gänzlich unsichtbar gemacht. Aufgrund dieser dramatischen Schieflage sollte neben Sexismus, Rassismus, Diskriminierung aufgrund der Religion, des Alters oder einer Behinderung auch Lookismus als komplexe intersektionale Diskriminierungsform in den Fokus wissenschaftlichen, interessenpolitischen und aktivistischen Interesses rücken – gerade was die Ungleichbehandlung von dicken Frauen am Arbeitsplatz betrifft, die von lookistischer Diskriminierung besonders stark betroffen sind.

### 1 Looks Matter – Überblick und Struktur des Beitrags

Wer ist schön? Wie definieren wir als Gesellschaft Schönheit? Welche Vorteile hat es, als attraktiv zu gelten – und welche Nachteile, von der Gruppe der Attraktiven ausgeschlossen zu bleiben? Und sollten Körperlichkeit und Aussehen als Diskriminierungsgrund – gerade von Frauen – nach Jahrzehnten feministischen Engagements nicht längst überwunden sein? Genau solchen Fragen geht dieser Beitrag auf den Grund.

Ziel dieses Artikels ist es, Aufmerksamkeit zu schaffen für die komplexe Diskriminierungsform des Lookismus, also der Stereotypisierung und Abwertung von Menschen aufgrund ihres Äußeren. In diesem Kapitel wird Idealen, Schönheitsarbeit und lookistischer Diskriminierung von nicht normschönen Körpern nachgegangen. Es wird auf Basis empirischer Studien erklärt, dass Schönheit einen ökonomischen und sozialen Wert hat und dass der Druck, als schön zu gelten, im 21. Jahrhundert mit der Omnipräsenz von sozialen Medien noch zugenommen hat. Abgeschlossen wird dieser Abschnitt mit einer Definition von Lookismus und *Body Shaming*. Im Anschluss werden diese theoretischen Überlegungen um ein spezifisches und besonders weit verbreitetes Beispiel lookistischer Diskriminierung ergänzt: das *Fat Shaming*, das dicke Frauen besonders stark betrifft. Nachdem Lookismus als ernst zu nehmende, bisher vernachlässigte intersektionale Diskriminierungsform etabliert wurde, widmet sich dieser Beitrag im letzten Abschnitt der Frage, wie Stereotypisierung, Ausgrenzung und Herabwürdigung aufgrund des Äußeren eingedämmt werden können. Während Lookismus rechtlich schwer greifbar ist und in absehbarer Zeit auch keine Erweiterung des Antidiskriminierungsrechts um die Kategorie „Aussehen“ stattfinden wird, braucht es jedenfalls Weiterentwicklungen auf Policy-Ebene, bewusstseinsbildende Bildungs- und Medienarbeit und Aktivismus gegen

exklusive Schönheitsnormen und ihre Auswirkungen, um der Mehrfachdiskriminierung von dicken Frauen entgegenzuwirken.

## 2 She's Got the Look – Ideale, Schönheitsarbeit und lookistische Diskriminierung von nicht normschönen Körpern

„Schönheit liegt im Auge des Betrachters.“ Oder ist dieser oft zitierte, dem griechischen Historiker Thukydides zugeschriebene Aphorismus gar nicht so zutreffend wie oft angenommen? Wie bereits die Übersetzung ins generische Maskulinum nahelegt, ist Schönheit kein geschlechtsneutrales Phänomen. Kulturgeschichtlich ist klar: Männliche Betrachter richten aktive Blicke auf passive Frauen, deren Schönheit sie bewerten.<sup>2</sup> Diese patriarchalen Zuschreibungen degradieren Frauen zu konsumierbaren Objekten; sie finden heute in einem kapitalistischen System statt, das Schönheit einen Marktwert zuschreibt. Demensprechend ist Schönheit – gerade für Frauen und mehrfach diskriminierte Gruppen – vielmehr Zwang, Notwendigkeit oder gar Überlebensstrategie und weniger Gegenstand subjektiver Präferenzen (vgl. McMillan Cottom 2019, 58, 71 f.).

Als Folge einer gesellschaftlich produzierten, jedoch naturalisierten (vgl. Villa 2011, 68 ff.), das heißt auf vermeintlich biologischen Grundlagen fußenden binären, heteronormativen Geschlechterordnung wurden Frauen, historisch betrachtet, oft auf ihre Körper, ihre „Anmut, Schönheit“ (Hausen 1976, 368) und scheinbar „naturgegebene“ fürsorgliche Häuslichkeit reduziert, während Männer im Gegensatz dazu mit Geist und Kultur in Verbindung gebracht wurden. Diese Strukturen sind – in veränderter Form – noch heute vorhanden und gut erkennbar in der unterschiedlichen Darstellung von Frauen- und Männerkörpern in den Medien (vgl. Berger/Schreiner/Horaceck in diesem Band). Öffentlich sichtbare Frauenkörper sollen jung, *weiß*<sup>3</sup>, fit, schlank, aber an den richtigen Stellen kurvig, falten-, haar- und nahezu körperfettfrei sein, während Männern in Sachen Aussehen (noch) mehr Spielraum zugestanden wird, besonders was ihr Alter betrifft. Gerade in der Werbung werden Männer immer noch als aktiv, beruflich erfolgreich und dominant abgebildet, während Frauen mit sexueller Verfügbarkeit, Sorgearbeit, Haushaltstätigkeiten bzw. in einem enormen Ausmaß mit Schönheitspflege in Verbindung gebracht werden (vgl. Berger/Schreiner/Horaceck in diesem Band).

Während ein schlanker, enthaarter und physisch fitter Körper – im Sinne leichter Vermarkt- und Konsumierbarkeit – heute unangefochten als erstrebenswertes Ideal gilt, scheint es wichtig, in Erinnerung zu rufen, dass dem nicht immer so war: „Hegemoniale Vorstellungen von als erwünscht geltender Körperlichkeit sind als Resultate gesellschaftlicher Aushandlungsprozesse in bestimmten historischen Kontexten entstanden. Sie sind damit prinzipiell angreif- und veränderbar“ (Greif/Sarfert 2017, 30). In ihrem Klassiker *Unbearable Weight. Feminism, Western Culture, and the Body* zeigt Susan Bordo (1993) eindrücklich die soziohistorische Gewordenheit dieser Ideale auf. Während Mitte des 19. Jahrhunderts Geschäftsmänner und Politiker noch stolz ihre dicken Bäuche als Zeichen von erwirtschaftetem Überfluss zur Schau stellten, stand der grazile Männerkörper für die Aristokratie, die es nicht nötig hatte, ihren Wohlstand und ihre Macht so ostentativ zu präsentieren (vgl. Bordo 1993, 191). Dieses asketische Körperideal des bewussten Verzichts, das sich im Gegensatz zur diskursiv immer mehr an Bedeutung gewinnenden scheinbaren Willensschwäche dicker Menschen positioniert und durch Kontrolle auszeichnet, wurde immer mehr auch von der aufstrebenden Mittelschicht übernommen; und

so wurde die schlanke Ehefrau zum vorzeigbaren Statussymbol (vgl. ebd., 191 ff.). In *Unbearable Weight* wird also anschaulich der Weg von den ersten, die Mehrheitsgesellschaft betreffenden Einschränkungen der Kalorienzufuhr wegen ästhetischer Körperziele in der viktorianischen Ära Ende des 19. Jahrhunderts und dem beginnenden „Body-Management“ als mittelständischer Beschäftigung (vgl. ebd., 185) über die unterschiedlichen Konnotationen von Muskulosität<sup>4</sup> bis hin zur fettphobischen Gegenwart mit straffen, glatten Idealkörpern (vgl. ebd., 190 f.) nachgezeichnet.

Denn auch heute gilt: Frauen und ihren (normschönen) Körpern wird so lange ohne großen Widerstand Sichtbarkeit im öffentlichen Raum zugestanden, solange man mit ihnen und ihrer Schönheit Prestige kreieren und/oder Produkte verkaufen kann – am besten mit fragmentierten Körperteilen wie einem derart konnotierten sexy Dekolleté oder einem aufreizenden Bein. Sobald sich diese Körper aber als Menschen mit Ansichten, Meinungen und einer eigenen Subjektivität erweisen, sobald diese Frauen in Politik, Wissenschaft und Wirtschaft vordringen oder selbst über ihre Sexualität und ihre Körper bestimmen wollen bzw. nicht nur über ihre Körper, Schönheit und Sexualität definiert werden wollen, wird es sehr viel schwerer, diesen Platz im öffentlichen Raum zu erobern und zu verteidigen.<sup>5</sup>

## 2.1 Vom ökonomischen und sozialen Wert von Schönheit – eine Frage der Intersektionalität

Wenn dieser Fokus auf Schönheit und unerreichbare Körperideale also erwiesenermaßen der physischen und psychischen Gesundheit von Frauen schadet (vgl. Rhode 2010, 28 ff.; Le Besco/Braziel 2001, 4) und sie viel Geld und Zeit kostet bzw. sie in ihrer Entfaltung einschränkt und auf bereits in den 1970er-Jahren kritisierte Geschlechterklischees reduziert (vgl. Hausen 1976), warum gibt es nicht viel mehr Widerstand gegen diese gesellschaftlich tief verankerten Strukturen und Praktiken? Warum verfolgen wir nicht schon lange das Motto „Riot – don’t diet!“ und kritisieren den „beauty-industrial complex“ dafür, was er ist: ein patriarchal-kapitalistisches Unterdrückungssystem (vgl. Wolf 1990) basierend auf weißer Überlegenheit.<sup>6</sup>

Abgesehen davon, dass (neo)koloniale, sexistische und auf Profit ausgerichtete Systeme nicht von heute auf morgen überwunden werden, hat die fortwährende Zentralität von Schönheit in unseren Leben auch damit zu tun, dass es eben nicht egal ist, wie man – oder noch viel mehr frau – aussieht. Wissenschaftliche, journalistische oder aktivistisch-künstlerische Beschäftigung mit Schönheit wird oft als oberflächliches „klassisches Frauenthema“ abgewertet, das als „zentrales feministisches Anliegen“ (Elias/Gill/Scharff 2017, 6, eigene Übersetzung) gesellschaftlich immer wieder neu begründet werden muss, obwohl ohne Rechtfertigung klar sein sollte: Ob Menschen – gerade mehrfach benachteiligte – als schön oder hässlich, attraktiv oder abstoßend gelten, hat drastische Auswirkungen auf ihre Leben. Looks matter – und wie!

Als attraktiv angesehene Menschen haben bessere Job- und Beförderungsaussichten (vgl. Hosoda/Stone-Romero/Coats 2003; Mobius/Rosenblat 2006; James 2008), mehr Erfolg in zwischenmenschlichen Beziehungen und bei der Partner\_innenwahl (vgl. Juhnke 1987; Mulford/Orbell 1998; Rhode 2010, 26 ff.), erhalten ein höheres Gehalt (vgl. Hamermesh 2011) und die bessere Gesundheitsversorgung. Schon in jungen Jahren bekommen schöne Schüler\_innen die besseren Noten (vgl. Dunkake et al. 2012). Genau wegen des gesellschaftlichen Werts von Schönheit streben verschiedenste, gerade auch marginalisierte Gruppen – wie Schwar-

ze, transsexuelle oder adipöse Frauen – danach, auch Schönheitskapital zu erlangen und die Grenzen dessen, was als schön, als akzeptable Femininität (vgl. McMillan Cottom 2019, 62) gilt, zu erweitern, auch wenn diese Prozesse schmerzhaft sind, immer neue, unerreichbare Normen und unter ihnen leidende Kund\_innen kreieren bzw. letztendlich Unterdrückungsmechanismen fortschreiben. Schönheit ist ein System, das notwendigerweise, um in seiner Exklusivität zu funktionieren, viele ausschließt und drastische ökonomische und soziale Konsequenzen für Menschen abseits der *weißen*, jungen, dünnen Norm hat. Gemäß den immer unerreichbar bleibenden Idealen, anhand derer immer neue Produkte verkauft und besonders Frauenkörper überwacht und kontrolliert werden, handelt es sich bei Schönheit um ein zutiefst widersprüchliches Konzept – selbst wer als zu schön und zu sexy gilt, kann Benachteiligung erfahren (vgl. Corbett 2011).

Lookistische Diskriminierung basiert also auf der Praxis, aufgrund von Äußerlichkeiten Gruppenzugehörigkeiten herzustellen, über die man Charaktereigenschaften und Kompetenzen feststellen zu können glaubt. Diese Vorgehensweise, menschliche Fähigkeiten anhand des Äußeren abzulesen, ist nicht nur meist nicht zielführend, sondern erinnert in ihren rassistisch und ethnisch diskriminierenden Facetten auch an die zutiefst problematische und im 19. und 20. Jahrhundert weit verbreitete Pseudo-Wissenschaft der Physiognomik. Bei der lookistischen Kategorisierung und Abwertung von Menschen auf Basis ihres Aussehens gilt es zu bedenken, dass Identitätsmarker wie Geschlecht, *Race*, Klasse, Sexualität, Alter, Körperform/-gewicht und Behinderung nie für sich, sondern immer als kokonstitutiv und in komplexer Abhängigkeit voneinander betrachtet werden müssen. Intersektionalität, wie Crenshaw (1991) das Phänomen auf Basis von Vorläufertexten wie jenem von Sojourner Truth (1851) oder jenem des Combahee River Collective (1981) dem sprachlichen Bild der Straßenkreuzung (engl. *intersection*) nach benannte, bezeichnet also kurz auf den Punkt gebracht „die Verschränkung verschiedener Ungleichheit generierender Strukturkategorien“ (Küppers 2014). Während es seit der Einführung des Konzepts auf verschiedensten Ebenen Kritik gab (vgl. zum Beispiel Michalitsch 2013), ist Intersektionalität heute vor allem auch als „Sensibilisierungsstrategie“ wichtig: „Es macht auf Schnittmengen von Diskriminierungen aufmerksam, sensibilisiert für die Prozesshaftigkeit binärer Differenzlinien und verdeutlicht zudem die jeweiligen Machtstrukturen und Herrschaftsverhältnisse, in die kategoriale Zuschreibungen eingebettet sind“ (Küppers 2014).

Auf den Bereich Schönheitsideale umgemünzt bedeutet das Folgendes: Wer keinen norm-schönen Körper vorweisen kann, d. h., wer als zu dick, zu haarig, zu dunkelhäutig, zu groß/klein, zu alt, zu unmodisch, *disabled*, transsexuell/nicht binärgeschlechtlich oder unrein/krank (etwa wegen Narben oder Akne) wahrgenommen wird (besonders wenn mehrere dieser Identitätsmarker zutreffen), wird in vielen Lebensbereichen benachteiligt, abgewertet, verlacht, unsichtbar gemacht und im schlimmsten Fall entmenschlicht, objektifiziert und oft sogar mit Gewalt konfrontiert. Vor diesem Hintergrund erscheint es nicht mehr oberflächlich, den (bewussten oder unbewussten) Wunsch zu hegen, sein Äußeres möglichst dem Ideal anpassen zu wollen.

## 2.2 Ästhetische Arbeit und Schönheitsdruck im 21. Jahrhundert

In den neoliberalen Leistungsgesellschaften des heutigen globalen Nordens sind Schönheit und Attraktivität nicht etwa eine als solche reflektierte und hingenommene glückliche Fügung, die

gesellschaftliche Privilegien mit sich bringt. Ganz im Gegenteil: Wer nicht schön genug ist, hat das als persönliches Versagen zu interpretieren, weil er\_sie nicht hart genug am zu optimierenden „unternehmerischen Selbst“ (Bröckling 2007) gearbeitet hat. Der eigene Körper wird zum Projekt und zur lebenslangen Baustelle (vgl. Rose 1999; Shilling 2012), er wird immer wieder aufs Neue produziert (vgl. Orbach 2017, viii): „Der Körper stellt nunmehr einen Rohstoff der Selbstoptimierung dar, welchen das Subjekt selbstständig und aktiv durch den Einsatz von (ungleich verteilten) Ressourcen im Sinne vorherrschender Körperideale zu verbessern bemüht ist“ (Greif/Sarfert 2017, 31).

Dieser Fokus auf permanente Selbstkontrolle (vgl. Bordo 1993, 186; Elias/Gill 2018) führt jedoch zu einer „Individualisierung von gesellschaftlichen Problemlagen und hat eine Entproblematierung sozialer Ungleichheit zur Folge“ (Greif/Sarfert 2017, 31). Wie der folgende Abschnitt zu *Fat Discrimination* noch zeigen wird, ist nämlich einerseits nicht jede körperliche Varietät beeinflussbar und andererseits – im Sinne einer Kritik dieses hegemonialen Leistungsparadigmas – keinesfalls als persönliches Scheitern zu werten. In der Diskussion um Schönheit gilt es, ungleich verteilte sozioökonomische Ressourcen wie finanzielles, soziales und kulturelles Kapital, neben Erwerbsarbeit verfügbare Freizeit und Zugang zu Wissen etc. mitzudenken bzw. zu bedenken, wie sehr beschämende lookistische Strukturen und Praktiken normierend und unterwerfend wirken (vgl. Bordo 1993, 186).

Aufgrund der jahrhundertelangen Reduktion von Frauen auf ihre Körper, ihre reproduktiven Fähigkeiten und die „private Sphäre“ und aufgrund des sozioökonomischen Stellenwerts von Schönheit in unserer Gesellschaft ist die Feststellung, dass Schönheitsdruck auf Frauen stärker lastet als auf Männern, nur wenig überraschend (vgl. Rhode 2010, 30). Frauen werden vom hegemonialen Schlankheitsideal noch stärker „tyrannisiert“ als Männer (vgl. Bordo 1993, 204) und leiden auch heute noch nachweislich öfter an Essstörungen und anderen psychischen Erkrankungen – dass diese bei Frauen statistisch häufiger vorkommen als bei Männern, scheint nur im Kontext von vergeschlechtlichter Diätkultur und unerreichbaren Schönheitsidealen erklärbar (vgl. etwa Zweiter Wiener Gleichstellungsmonitor 2016).

Im 21. Jahrhundert sind mit der Omnipräsenz von sozialen Medien wie Facebook, Instagram und Snapchat mit ihren zutiefst visuellen Kulturen, ihren zahlreichen Filtern und Nachbearbeitungsprogrammen die Anforderungen an Schönheitsstandards laut Elias, Gill und Scharff (2017) noch strikter und allumfassender geworden. In ihrem Buch beziehen sich die Forscherinnen mit dem Konzept der „ästhetischen Arbeit“, also dem kosten- und zeitintensiven Produzieren und Aufrechterhalten von Schönheit, auf Körpermodifikationen und Beschäftigung mit mediatisierter Körperlichkeit aller Art – vom Kuratieren und visuellen Auf- und Nachbereiten des eigenen Online-Auftritts über Workouts, tägliche Hautpflege, Rasieren, Haarkuren, Maniküre und Pediküre bis hin zu extrem kostenintensiven und körperlich tiefgreifend verändernden Praktiken wie Permanent Make-up, Laser-Haarentfernung und chirurgischen Eingriffen wie Brustvergrößerungen und Fettabsaugungen. Schon in der Einleitung heißt es: „Neoliberalismus macht uns *alle* zu ‚ästhetischen Unternehmer\_innen‘ – nicht etwa nur die, die als Models oder im Mode- oder Designsektor arbeiten“ (Elias/Gill/Scharff 2017, 5, eigene Übersetzung, Hervorhebung im Original).

Die Autorinnen argumentieren also vor dem Hintergrund intensiver Schönheitsarbeit, die vor allem Frauen, immer mehr aber auch Männer verrichten, dass es mit dem Vormarsch von sozialen Medien und neuen Formen von Überwachung (vgl. ebd., 14 ff.; Elias/Gill 2018) zu einer